

Works cited:

Morrison, Toni. *Paradise*. New York: Alfred A. Knopf. 1998

- Benjamin, Jessica. *The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism, and the Problem of Domination*. New York: Pantheon Books, 1988.
- Bouson, J. Brooks. *Quiet As It's Kept: Shame, Trauma and Race in the Novels of Toni Morrison*. New York: State University of New York Press, 2000.
- Chodorow, Nancy. *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press, 1978.
- Erikson, Kai "Notes on Trauma and Community" In *Trauma: Explorations in Memory*. Ed. Cathy Caruth. Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press, 1995. 183-199.
- Eyerman, Ron. *Cultural Trauma: Slavery and the Formation of African American Identity*. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.
- Hurston, Zora Neale. *Their Eyes Were Watching God*. (1937) London: Virago, 1987.
- LaCapra, Dominick. *Writing History, Writing Trauma*. London and Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2001.
- Reames, Kelly. *Toni Morrison's Paradise, a Reader's Guide*. Continuum Contemporaries. New York: Continuum International Publishing Group, 2001.
- Reynolds, Margaret. "Interview with Toni Morrison" New York, 1. November 2002. In *Toni Morrison: The Essential Guide*. Vintage Living Texts Series eds. Jonathan Noakes and Margaret Reynolds. London: Vintage, 2003.
- Spillers, Hortense J. "'The Permanent Obliquity of an In [pha] llibly Straight": In the Time of the Daughters and the Fathers" In *Daughters and Fathers*. Eds. Lynda E. Boose and Betty S. Flowers. Baltimore: The Johns Hopkins University Press 1989.
- Vickroy, Laurie. *Trauma and Survival in Contemporary Fiction*. Charlottesville: University of Virginia Press, 2002.

ULRICH KRELLNER

»Aber im Keller | die Leichen sind immer noch da«. Die Opfer-Debatte in der deutschen Literatur nach 1989

I

Eric Hobsbawm, der Chronist des »Kurzen 20. Jahrhunderts«, bezeichnet die »Zerstörung [...] jenes sozialen Mechanismus, der die Gegenwartserfahrung mit derjenigen früherer Generationen verknüpft« als »eines der charakteristischsten und unheimlichsten Phänomene des späten zwanzigsten Jahrhunderts. Die meisten jungen Menschen am Ende dieses Jahrhunderts – so Hobsbawm – »wachsen in einer Art permanenter Gegenwart auf, der jegliche [...] Verbindung zur Vergangenheit der eigenen Lebensgeschichte fehlt«.¹

Diese These einer zeitgenössischen Geschichtsvergessenheit könnte man zum Ausgangspunkt der Beschreibung jener literarischen und historischen Debatte nehmen, die sich in jüngster Zeit dem Thema des Bombenkrieges und seiner Verarbeitung im öffentlichen Bewusstsein der Deutschen zugewandt hat. In gewisser Weise lässt die anhaltende Diskussion einen Vergleich zum Historikerstreit zu, jener das Vergangenheitsbewusstsein der 80er Jahre polarisierenden Debatte, die im Ergebnis einer »Normalisierung« des deutschen Selbstverständnisses in der Nachkriegszeit eine klare Absage erteilt hatte. Während damals Jürgen Habermas seinen Kontrahenten vorwarf, die »Hypothesen einer gründlich entmoralisierten Vergangenheit abzuschütteln« und zu einer »einhellig und vorreflexiv geteilte[n] Identität«² zurückkehren zu wollen, zielt jedoch die aktuelle Diskussion darauf, dass andere Hypothesen als die der deutschen Schuld bisher nur unzureichend zur Kenntnis genommen wurden und die mehr oder weniger einhellig geteilte Nachkriegsidentität somit reflexive Defizite aufweist. Es geht bei der Bombenkriegsdiskussion – wie auch im Fall der Debatte um die Vertreibung der Deutschen aus den Sudeten- und Ostgebieten des ehemaligen Deutschen Reiches – um nichts weniger als die Frage der Zulässigkeit einer Perspektive auf die Deutschen als Opfer des Krieges, den sie im Jahr 1939 selbst entfesselt hatten, bzw. das Problem der bisher unbefriedigenden Aufarbeitung dieses Geschehens durch Literatur und Geschichtsschreibung. Nach Auffassung Lothar Kettenackers, der kürzlich wichtige Beiträge in einem Sammelband zusammengefasst hat, wird diese Debatte, die gerade erst begonnen habe, »unser historisches Selbstverständnis verändern«.³

Um einen Überblick über die verschiedenen Stimmen und Standpunkte zu gewinnen, ist es zweckmäßig, die wichtigsten Thesen der Debatte noch einmal in Erinnerung zu rufen. Als Basis und immer wieder hergestellter

Referenzpunkt der Diskussion kann eine Vorlesungsreihe gelten, die der Schriftsteller Winfried Georg Sebald 1997 an der TH Zürich gehalten und unter dem Titel *Luftkrieg und Literatur* publiziert hat. Im Zentrum des Vortrags standen eine auf die Ereignisgeschichte gemünzte und eine bewusstseins-, bzw. literaturgeschichtliche These, die seither in vielen Stellungnahmen aufgegriffen, begrüßt aber zum Teil auch vehement abgewehrt worden sind. Die Bombenangriffe der Alliierten stellten – so Sebald – erstens eine »in der Geschichte bis dahin einzigartige Vernichtungsaktion« dar, und haben – zweitens – ungeachtet ihrer verheerenden Wirkung doch »kaum eine Schmerzspur«⁴ im kollektiven Bewusstsein der Deutschen hinterlassen.

In Kenntnis der seit 1997 erschienenen Literatur muss allerdings Sebalds historiographische Kernaussage, »daß es uns bisher nicht gelungen ist, die Schrecken des Luftkrieges durch historische oder literarische Darstellungen ins öffentliche Bewußtsein zu heben«,⁵ teilweise revidiert werden. Dazu beigetragen hat von geschichtswissenschaftlicher Seite vor allem eine Studie des Berliner Historikers Jörg Friedrich, der eine detaillierte Beschreibung der Bombenkriegsrealität vorgenommen und dabei vor allem das Schicksal der zivilen Opfer ins Blickfeld gerückt hat. Da sich viele Wortmeldungen dezidiert auf dieses Buch beziehen, scheint es gerechtfertigt, dem Werk auch im Rahmen einer *literarischen* Bestandsaufnahme der Bombenkriegsdebatte einige Überlegungen zu widmen. Dies umso mehr, als mit Friedrich kein akademischer Fachhistoriker, sondern ein mit unverkennbar schriftstellerischen Ambitionen angetretener Privatgelehrter das Wort ergriffen hat, dessen Schilderungen nicht zuletzt als »literarische[r] Erfolg«⁶ bewertet – und mit mehr als 200 000 verkauften Exemplaren auch verbucht – worden sind.

Friedrich hat seine literarisch durchgefeilten Erzählungen der Luftkriegsrealität allerdings auf eine Weise dargeboten, die zu Recht als »geschichtspolitische Provokation«⁷ aufgefasst wurde und in der Öffentlichkeit äußerst widersprüchliche Resonanz hervorgerufen hat. Die in zum Teil weit ausgreifenden stadtgeschichtlichen Exkursen bilanzierte Vernichtung von Menschenleben und historischer Bausubstanz erregte etwa bei Cora Stephan das »Gefühl einer Trauer, die man teilen kann«.⁸ Willi Winkler hingegen beanstandet die »sentimentalisierte [...] Darreichungsform«⁹ der Studie; eine Sicht der Dinge, die Hannes Heer noch radikalisiert hat, wenn er in seiner dem *Verswinden der Täter* gewidmeten Untersuchung Friedrichs auf Identifikation und Empathie mit den Opfern abzielende Schilderungen als »völkischen Kitsch«¹⁰ angreift. Im anderen Fall loben Martin Walser und Peter Schneider die »tatsachengestützte Lakonie«¹¹ und »Akririe«¹² des Werkes, wohingegen Hans-Ulrich Wehler und Horst Boog die »undisziplinierte Sprache«¹³, bzw. »Unbestimmtheit und Unentschiedenheit«¹⁴ der Darstellung monieren, insofern sie den Leser in einem emotional angeheizten Leerraum zurücklasse. Höchst ambivalent wurde

vor allem Friedrichs terminologische Entscheidung aufgenommen, das Geschehen des Bombenkrieges mit Begriffen wiederzugeben, die bislang für die Charakterisierung des Holocaust reserviert worden sind. Zwar erhält Friedrich auch hier Unterstützung, etwa von Hans Mommsen, der darauf hinweist, dass »der Terminus ›Ausrottung‹ von Churchill selbst gebraucht« worden sei und die Angriffe auf die in der Schlussphase des Krieges ungeschützten deutschen Zivilisten »die Wortwahl vom ›Massaker‹ legitim erscheinen [ließen]«.¹⁵ Von anderen Kritikern wird jedoch die unterschwellige Parallelisierung von Bombenkrieg und Holocaust als absolut unzulässig gebrandmarkt.¹⁶

Die vor allem von Historikern und Publizisten geführte Diskussion spitzte sich schließlich darauf zu, ob Friedrich implizit die Einzigartigkeit des Holocaust in Frage stelle, also auf genau jenen Konfrontationspunkt, der bereits im Historikerstreit zum Kernstück der Debatte avancierte. Der Mitte der achtziger Jahre gegen Nolte, Stürmer und Hillgruber erhobene Vorwurf eines »verharmlosenden Revisionismus«¹⁷ trifft jedoch weder die Intentionen Friedrichs noch die Sebalds, der ebenfalls die historische Exzeptionalität des Bombenkriegs herausgestrichen hat. Beide Autoren sind mit Publikationen hervorgetreten, die ihre Haltung zum Holocaust als vollkommen eindeutig ausweisen. So hat Sebald, der mit dem Erzählband *Die Ausgewanderten* (1992) empathische Schilderungen von großteils jüdischen Opfern des Nationalsozialismus vorgelegt hat, zu Beginn seiner Zürcher Vorlesung keinen Zweifel daran gelassen, dass die Deutschen »Millionen von Menschen in Lagern ermordet und zu Tode geschunden hatte[n]«,¹⁸ während Friedrich – der übrigens ein Mitautor der *Enzyklopädie des Holocaust* ist – von dem gerade in diesem Punkt äußerst sensiblen Ralph Giordano bescheinigt bekommt, er sei »über jeden Verdacht der Aufrechnung erhaben«.¹⁹

Nicht nur hinsichtlich der Stellungnahmen der Protagonisten zur Judenvernichtung, auch diskursstrategisch fällt eine Differenz der neuen Opferdebatte zum Historikerstreit ins Auge. Hatte seinerzeit Andreas Hillgruber in einem »Schlußwort« vom 12. Mai 1987 den von Habermas angemahnten »öffentlichen Gebrauch der Historie«²⁰ noch als »uferloses öffentliches Palaver«²¹ zu diskreditieren gesucht, und damit die Diskussion auf einen engen akademischen Zirkel von Fachleuten begrenzen wollen, so geht im Falle der Opferdebatte der Impuls zur öffentlichen kritischen Infragestellung des vorherrschenden Geschichtsbildes gerade von denjenigen aus, die das – u.a. vom Historikerstreit begründete – Selbstverständnis der Deutschen als »Volk der Täter« differenzieren wollen.

II

Für eine Bestandsaufnahme der literarischen Opferdebatte nach 1989 scheint es sinnvoll, die Frage, ob dem Holocaust durch diese Diskussion tatsächlich die Singularität abgesprochen wird, zunächst zurückzustellen

und sich den konkreten Texten zuzuwenden. Auch hier ist eine cursorische Erweiterung des Beobachtungsfeldes über die Literatur der neunziger Jahre hinaus sinnvoll, diesmal in zeitlicher Richtung. Denn die Lücke in der literarischen Aufarbeitung gerade der Bombenkriegserfahrung ist weniger eine der Produktion als vielmehr der Rezeption,²² sodass mit den neunziger Jahren Texte ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gelangten, die bereits in den vierziger und fünfziger Jahren entstanden sind, damals aber keine oder nur vorübergehende Aufmerksamkeit erlangt haben.

Als chronologisch frühester Text kann Hans Erich Nossacks Beschreibung vom Untergang Hamburgs gelten; ein lakonischer Tatsachenbericht, der im unverstellt autobiographischen Gestus der Darstellung Charakteristika vorwegnimmt, die das literarische Erscheinungsbild noch der in den neunziger Jahren entstandenen Literatur zum Luftkrieg prägen sollten. Nossacks Schilderung setzt ein mit dem Satz: »Ich habe den Untergang Hamburgs als Zuschauer erlebt«, und leitet von dieser Augenzeugenschaft den Auftrag ab, »darüber Rechenschaft abzulegen«. Es seien – so Nossack – »zwar erst drei Monate seitdem verflossen, aber da es der Vernunft niemals möglich sein wird, das, was damals geschah, als Wirklichkeit zu begreifen, und dem Gedächtnis einzuordnen, fürchte ich, daß es sich wie ein böser Traum allmählich verwischen wird.«²³ Diese im Oktober 1943 – also lange vor Kriegsende und der Befreiung vom Nationalsozialismus – geäußerte Befürchtung sollte sich als heilsichtige Antizipation der tatsächlichen Umgehensweise mit den Ereignissen des Bombenkrieges in der Nachkriegszeit herausstellen. Die Jahre unmittelbar nach 1945, die gemäß dem Willen der Sieger offiziell der »Entnazifizierung« und »Reeducation« gewidmet waren, sind aus der Perspektive der Besiegten vor allem Jahre des Verdrängens ihrer traumatischen Erlebnisse als Täter und Opfer im Krieg gewesen. Die Verwischung der für die Deutschen einschneidenden existentiellen Erfahrungen dokumentiert Heinrich Bölls lange unbeachtet gebliebener Roman *Der Engel schwieg*; ein Text, dessen illusionsloser Realismus in der unmittelbaren Nachkriegszeit so wenig zustimmungsfähig schien, dass damals eine Publikation am Widerstand des Verlages scheiterte²⁴ und erst aus der historischen Distanz im Jahr 1992 möglich geworden ist. Böll hat das Erzählwerk dementsprechend gegenüber seinem Lektor Paul Schaaf völlig zu Recht einen »Roman der »verlorenen Generation««²⁵ genannt.

Symptomatisch für die Grundstimmung des Textes ist die Antwort eines der Protagonisten auf die Frage, ob er denn wünschen würde, dass seine beim alliierten Bombardement eines Zuges umgekommene Freundin noch lebe: »Er sah sie erstaunt an; er hatte noch nie daran gedacht, aber er sagte sofort: »Nein, ich möchte es nicht ... ich gönne es ihr...« Diese lakonische Aussage bringt nicht nur die Phrasenlosigkeit der Heimkehrergeneration in der »Stunde Null« zum Ausdruck, sondern verweist darüber hinaus auf eine fatalistische Lähmung, die im Vergleich mit Bölls übrigem Werk

bemerkenswert ist. Nur an wenigen Stellen gibt der Text einem lebenszugewandten Pragmatismus Raum, dessen implizite Verdrängungsmechanismen als zeittypisch gelten können:

Sie öffnete das Fenster, fegte den Putz, eine weiße Wolke vor sich hertreibend, und fing an, alles zum zweiten Male mit dem Staublappen abzureiben. Ingeheim verfluchte sie diesen plötzlichen Trieb, der sie veranlaßt hatte, sauber zu machen. Woher kam er nur? Sie wußte es nicht. Dieser Trieb nach Ordnung und Sauberkeit war ganz neu [...].²⁶

In Ersatzhandlungen wie dieser kann man unschwer eine Frühform jener Betriebsamkeit erkennen, die Alexander und Margarete Mitscherlich zwanzig Jahre später als »manische Abwehr durch Ungeschehenmachen im Wirtschaftswunder«²⁷ kritisch anprangern würden. Der Text benennt aber auch explizit die Vergeblichkeit dieser Verdrängungsanstrengung:

Vorher schien alles sauberer gewesen zu sein: wo sie den Boden naß gewischt hatte, wurden nun Flecken und häßliche Kreise sichtbar: uralter eingetretener Kalk, den man vorher nicht bemerkt hatte: alle ihre Mühen brachten nur eine unheimliche Transparenz zum Vorschein, die unausrottbar schien.²⁸

Allerdings bleiben solche Stellen in Bölls erstem, mit vierzigjähriger Verspätung veröffentlichtem, Roman doch eher die Ausnahme. Immer wieder ist dagegen von Untätigkeit, Langeweile und einer resignierten Müdigkeit die Rede, die sich »wie ein Gift [...] langsam verbreitete und alle Öffnungen des Bewußtseins verstopfte«.²⁹

Von dieser lethargischen Verstopfung hat sich die Nachkriegsliteratur mit dem Auftreten der Gruppe 47 energisch zu befreien gesucht. Sie tat es allerdings um den Preis einer »halbierten Erinnerung«,³⁰ die das Trauma der eigenen Opfererfahrung im kollektiven Gedächtnis wenn nicht zu unterdrücken, so doch zu relativieren und verharmlosen gesucht hat. Volker Hage, angeregt und provoziert von Sebalds Verdrängungsthese, hat im Jahr 2003 eine kritische Revision der Nachkriegsliteratur mit Blick auf die Verarbeitung des Bombenkrieges vorgenommen und eine beeindruckende Anzahl von Texten präsentiert, die diese These schon rein quantitativ zu widerlegen scheinen. Nur muss auch er zugeben, dass sich »das Thema Luftkrieg weitgehend abseits dessen abgespielt hat, was allgemein als der Kanon der deutschen Nachkriegsliteratur gilt«.³¹ Deren Basistexte haben in aller Regel eine Vergegenwärtigung des erlebten Schreckens vermieden, weil das als »Selbstbetrauerung« oder gar »Selbstmitleid«³² verpönt war, wie Walter Kempowski kürzlich in einem Interview selbstkritisch einräumt. In seinem Erfolgsroman *Tadellöser und Wolff* aus dem Jahr 1971 hatte die Vernichtung von Kempowskis Heimatstadt während eines alliierten Bomberangriffs lediglich ironisch als Ärgernis für den »Verein [...] Rostocker Altertümer«³³ Erwähnung gefunden; eine Passage, die Kempowski

heute »nicht gern«³⁴ mehr liest. Erinnerung sei auch an jene denkwürdige Szene in der *Blechtrommel*, als Oskar Matzerath mit seiner Fronttheatertruppe in Berlin in einen »schweren Luftangriff« geriet. Die Darbietungen der durchreisenden Komödianten vermochten unter den im Keller Verschütteten »endloses Gelächter« auszulösen, während Oskar mit der Liliputanerin Raguna die »erste, seinen körperlichen Ausmaßen angemessene Umarmung«³⁵ erlebte. Wenn man bedenkt, dass dieser Liebesakt wie eine Kontrafaktur jener Vergewaltigungsszene in einem Bombenkeller erscheint, die Gert Ledig drei Jahre früher im Roman *Vergeltung* dargestellt hatte, wird man den Verdacht einer untertreibenden Verharmlosung in Grass' Schilderung von 1959 nicht ganz von der Hand weisen können.

Die drei Kriegsromane Gert Ledigs können nicht nur aufgrund ihrer Kontrastwirkung zum etablierten Kanon der Nachkriegsliteratur als eine der bemerkenswertesten literarischen Wiederentdeckungen der neunziger Jahre gelten. Durch sie wurde ein über vierzig Jahre fast völlig aus dem Gedächtnis des Publikums verschwundener Autor rehabilitiert, dessen Bücher mittlerweile als »das wohl radikalste – und bedeutendste – deutsche Romanwerk über die Gewaltsamkeit des Zweiten Weltkriegs«³⁶ gewürdigt werden. Das trifft insbesondere für Ledigs zweiten Roman *Vergeltung* zu, der die existentielle Leiderfahrung des Luftkriegs nicht nur authentisch aufbewahrt, sondern seinem Thema über den Entstehungskontext hinaus literarische Geltung verschafft hat, sodass eine Wiederentdeckung unter gänzlich veränderten historischen Vorzeichen möglich geworden ist.

Ledig bedient sich einer an Faulkner und Hemingway geschulten lakonisch knappen, konsequent multiperspektivischen Erzählstrategie, um die Ereignisse während eines einstündigen Luftangriffs auf eine namentlich ungenannte deutsche Stadt wiederzugeben. Auf ähnliche Weise würde später Alexander Kluge die Zerstörung Halberstadts aus Splintern gegensätzlicher Wahrnehmungen rekonstruieren und die narrative Ordnung dementsprechend auf eine »Strategie von unten« bzw. eine »Strategie von oben«³⁷ gründen. Die durch Kluges Verfahrensweise erzielte Kontrastwirkung wird in *Vergeltung* noch gesteigert durch Ledigs ausgeprägtes Sensorium für dramaturgisch wirkungsvolle Details. Der Roman beginnt mit den Worten:

Lasset die Kindlein zu mir kommen. – Als die erste Bombe fiel, schleuderte der Luftdruck die toten Kinder gegen die Mauer. Sie waren vorgestern in einem Keller erstickt. Man hatte sie auf den Friedhof gelegt, weil ihre Väter an der Front kämpften und man ihre Mütter erst suchen mußte.³⁸

Auf den ersten Blick könnte diese wie ein absurd potenziertes Totschlag wirkende Szenario den Anschein erwecken, dass hier die Opferrolle der Deutschen gegenüber einem skrupellosen Angreifer akzentuiert werden sollte. Dieser Eindruck relativiert sich jedoch, wenn man erfährt, dass die

Bombardierung des Friedhofes, auf dem die Kinder aufgebahrt lagen, vom Bombenschützen eines der angreifenden Flugzeuge bewusst ausgelöst worden war, »in der Hoffnung, dort träfe es nur Tote«.³⁹ Im Rahmen der Gesamtkonzeption erzeugen die sich gegenseitig beleuchtenden und zu einem beispiellosen Schreckensbild ergänzenden Schilderungen eine bestürzende Anklage gegen die Leiden der Menschen im Bombenkrieg – und zwar nicht nur der am Boden oft vergeblich Schutz suchenden Opfer, sondern auch der in ihren Flugzeugen durch Flakbeschuss nicht weniger gefährdeten Angreifer. Bei allem auf den Moment der Vernichtung bezogenen Realismus bleibt der Roman jedoch auch eine Einordnung des Geschehens in einen übergreifenden Zusammenhang nicht schuldig. Sie ergibt sich nicht allein aus dem Titel *Vergeltung*, der ja – in kontrapunktischer Adaption jener von der Nazi-Propaganda beschworenen »Vergeltungswaffen« – den reaktiven Charakter der Bombardierung auf zeitlich vorausgehende Kriegsverbrechen der Deutschen ins Bewusstsein ruft. Als Absage an einen eindimensionalen deutschen Opferkult kann auch das Ende des Romans verstanden werden, wenn es resümierend heißt: »Eine Stunde genügte, und das Grauen triumphierte. Später wollten einige das vergessen. Die anderen wollten es nicht mehr wissen. Angeblich hatten sie es nicht ändern können.«⁴⁰ Diese Aussage deutet nicht nur den Zusammenhang zwischen den politischen Entscheidungen der Deutschen in den dreißiger Jahren und dem Triumph des Grauens im Jahrzehnt darauf an. Ledig benennt auch den Wunsch nach Nicht-Wissen und Vergessen als diejenige Strategie, mit der die Mehrzahl der Deutschen das Trauma nach dem Krieg zu verdrängen suchte.

Die eigentliche literarische Leistung von Ledigs Roman scheint mir darin zu liegen, dass er eine schonungslose Direktheit in der Benennung noch der entsetzlichsten Todesarten jenen einschlägig-abstrakten Formulierungen vom »Inferno«, »Verhängnis« oder »schrecklichen Schicksal« vorzieht, die auch nach Ansicht Sebalds die Glaubwürdigkeit vieler Augenzeugenberichte beeinträchtigen.⁴¹ Ledig verzichtet auf alle beglaubigende autobiographische Gesten und gründet die Darstellung stattdessen auf eine sich aus wechselnden Perspektiven selbst komplettierende und kommentierende Montage. Die umfassende Dimension der Vernichtung, der sowohl Angegriffene wie Angreifer zum Opfer fielen, wird dadurch literarisch objektiviert und gerät schonungsloser ins Bild, als es die notwendig begrenzte Perspektive eines erlebenden »Augenzeugen« im Sinne Nossacks zu leisten vermochte. Bemerkenswerterweise wird eine solche fiktionale Gestaltung jedoch von der überwiegenden Anzahl der Luftkriegstexte, gerade auch aus den neunziger Jahren, nicht vorgenommen. Vielmehr dominieren autobiographische bzw. dokumentarische Verfahrensweisen, die dem Leser eine literarisch weit weniger avancierte Vergegenwärtigung zumuten, indem sie ihn mit 40 Jahre altem Material konfrontieren.

Das prominenteste Beispiel dafür ist Walter Kempowskis unter dem enigmatischen Titel *Das Echolot* kompilierte Textsammlung; eine mit dem Jahr 1943 einsetzende und inzwischen für das Jahr 1945 fortgeführte Zitatcollage aus Tagebüchern, Briefen, Protokollen und Berichten, die in ihrem letzten Teil nicht nur die Schlussoffensive der Roten Armee und die KZ-Todesmärsche, sondern auch und vor allem – so legt jedenfalls der Untertitel *Fuga furiosa* nahe – Flucht, Vertreibung und Bombennächte anhand von Zeitzeugnissen rekonstruiert. Das als »kollektives Tagebuch« konzipierte Werk ist als Ersatz für jenen großen deutschen Kriegsroman angesehen worden, der offenbar bis heute fehlt.⁴² Als eine pure Anhäufung von Material hat Kempowskis positivistisches Mega-Unternehmen jedoch auch Kritik auf sich gezogen, weil der Verfasser die Frage nach den Kriterien der Auswahl nicht stellt und besonders in der Dokumentation des Jahres 1945 auf eine Schockwirkung setzt, die in der Addition von Schreckensszenarien eher abstumpfend wirkt als an das kritische Bewusstsein der Leser zu appellieren.⁴³ Die begrenzte Leistungsfähigkeit des Darstellungskonzeptes lässt sich auch an der Dokumentsammlung mit dem Titel *Der Rote Hahn* ablesen, die Kempowski aus dem *Echolot* extrahiert hat, um sein Anliegen exemplarisch zu verdeutlichen. Er rekonstruiert in diesem Buch die Zerstörung Dresdens, deren Vernichtung etwa ein dutzend literarische Augenzeugenberichte überliefern,⁴⁴ und begründet dies mit dem Wunsch, dass »unser Gedenken in neue Zusammenhänge gesetzt«⁴⁵ werde. Die tatsächlichen *historischen* Zusammenhänge, das heißt die ineinander greifenden politischen Entscheidungen vor dem 13. Februar 1945, werden im Rahmen dieser Darstellung allerdings nur wenig transparent, weil durch die Verdichtung der Ereignisse auf einige Tage (oder Monate) Anfang des Jahres 1945 zwar die Auswirkungen des Krieges benannt, die eigentlichen Ursachen jedoch nur auf chronologisch fragwürdige Weise angedeutet werden, etwa wenn Auszüge aus Hitlers viel später entstandenen *Politischen Testament* in den Text hineinmontiert werden.⁴⁶

Es gibt im Kontext der Literatur der neunziger Jahre allerdings ein Gegenbeispiel, das belegt, dass die Vergewärtigung der individuellen Opfererfahrung bei gleichzeitiger Bewusstheit des Holocaust als dem Generalverbrechen der Deutschen literarisch geleistet werden kann: Dieter Fortes Romanwerk *Das Haus auf meinen Schultern*. Diese im Erzählgestus einer Familienchronik vorgetragene fiktionale Epochenschau ersetzt Kempowskis »monomanischen Sammeltrieb«⁴⁷ durch die Rekonstruktion einer Familiengeschichte, die im zerstörten Ruhrgebiet der Nachkriegszeit ihren Fluchtpunkt findet und eine »intensiv gesteigerte Darstellung des Schreckens der Bombennächte«⁴⁸ ins Zentrum rückt. Der zunächst unter der Überschrift *Der Junge mit den blutigen Schuhen*⁴⁹ veröffentlichte mittlere Teil des Werkes befasst sich jedoch auch detailliert mit der aufkommenden Naziheerrschaft. Die Erlebnisse des fünfjährigen »Jungen«, der auf dem Heimweg von einem Martinsumzug die Spuren der Verwüstung und

Brandstiftung in der Pogromnacht des 9. November 1938 wahrnimmt, werden ebenso geschildert wie die Schicksale der vielen aus dem Düsseldorfer Bekanntenkreis in den KZs verschwundenen oder auch auf offener Straße ermordeten Juden, Widerständler und Nichtangepassten. Die Stärke von Fortes Roman besteht darin, dass er die Wunden, die der Bombenkrieg in den Menschen geschlagen hat, offen zu halten bestrebt ist, aber gleichermaßen von den Verbrechen des Nationalsozialismus nichts verschweigt oder exkulpiert.

Das bereits in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 einsetzende Vergessen der Kriegsgräuere erhält im Zuge dieser umfassenden Erinnerungsleistung einen völlig neuen Stellenwert. Die von Böll beschriebene Emotionslähmung der unmittelbaren Nachkriegszeit oder auch der Sachverhalt, dass Schilderungen wie die Ledigs nicht mehrheitsfähig waren, erscheinen nicht mehr als begrüßenswerte Reaktion auf eine übermächtige Schuld oder gar als Praxis der bekennenden Reue. Forte problematisiert dieses Vergessen vielmehr als Abwehrstrategie, die auf eine bereits im Nationalsozialismus anerzogene Verdrängungshaltung zurückgeführt werden kann:

Oder gehörte das auch zum Plan dieser Erziehung, die Erinnerung auszulöschen, Menschen ohne Erinnerung aufzuziehen, Menschen, die nur noch in Kolonnen lebten, die alle dasselbe denken und fühlen und denselben Befehlen gehorchen, Menschen, die keine persönliche Geschichte mehr haben, die nie mehr etwas erzählen können. Nur bruchstückhaft und in großen Zeitabständen tauchte das Vergessene wieder auf, floß in die Erinnerung des Jungen ein. Vieles blieb Fragment, wurde zu einer unerzählten Geschichte.⁵⁰

Das aus der unerzählten Geschichte von Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung resultierende »Überlieferungsdefizit«⁵¹ ist den Schriftstellern erst nach einer langen Latenzphase in den neunziger Jahren als Versäumnis bewusst geworden. Ganz ähnlich wie Forte hat Günter Grass in der Novelle *Im Krebsgang* argumentiert, wenn er den im Hintergrund des Erzählwerkes agierenden »Alten« – offenbar ein fiktionales alter ego von Grass selbst – selbstkritisch feststellen lässt, dass es eigentlich »Aufgabe seiner Generation gewesen [wäre], dem Elend der ostpreußischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben«.⁵² Während Forte die fragwürdigen Ursprünge der nachkriegsdeutschen Geschichtsvergessenheit vor Augen führt, legt der Erzählzusammenhang von Grass' Text offen, welche nicht minder problematischen Konsequenzen das abgerissene Generationengespräch in der Gegenwart der 90er Jahre haben kann. Denn der durch den Austausch revisionistischer Behauptungen mit Gleichgesinnten in Internet-Diskussionsforen zum Rechtsradikalen gewordene Konrad Pokriefke und sein durch »philosemitisches Gebaren«⁵³ gekennzeichnetes Opfer Wolfgang Stremplin alias »David« sind beide in einem familiären und

gesellschaftlichen Klima aufgewachsen, das »keine subjektiven Geschichten über die Nazizeit«⁵⁴ zugelassen – und deshalb die historisch interessierten, aber unangeleiteten Jugendlichen zur Schaffung von Ersatzidentitäten animiert hat.

III

Nach Einschätzung von Aleida Assmann existiert bis heute ein »blinde[r] Fleck« in der deutschen Erinnerungsgeschichte, der aus der Schwierigkeit resultiert, das »ehrenhafte Verlierergedächtnis nicht vom traumatischen Tätergedächtnis trennen zu können«.⁵⁵ Diese Geschichtsblindheit ist von der nachkriegsdeutschen Gesellschaft lange ignoriert worden und hat erst in den neunziger Jahren eine zunehmend größere Anzahl von Schriftstellern dazu herausgefordert, die im Zuge der Aufarbeitung des Holocaust gewonnenen Erfahrungen auf die heikle Problematik der *eigenen* Opfererfahrung zu beziehen. Im Sinne eines reflektierten historischen Selbstverständnisses ist diese Auseinandersetzung überfällig gewesen, denn – so eine Gedichtzeile von Hans Magnus Enzensberger – »im Keller die Leichen | sind immer noch da«.⁵⁶ Für eine historisch *und* moralisch reflektierte Auseinandersetzung ist es allerdings unabdingbar, die Rekonstruktion dieser Erfahrung in einen geschichtlichen Kontext zu stellen, der auch die Frage nach den Ursachen des Krieges mit beleuchtet. Die Debatte um Jörg Friedrichs Darstellung der deutschen Opfer im Bombenkrieg hat gezeigt, dass allzu energische Vorstöße, die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung endlich einmal gebührend zu würdigen – entsprechend dem Grad ihrer Vehemenz – unter Entlastungsverdacht geraten. Günter Grass hat deshalb bei einer kompliziert verschachtelten Erzählkonstruktion Zuflucht genommen, um die Geschichte vom Untergang der *Wilhelm Gustloff* vorbringen – und im gleichen Zug das eigene Versäumnis mit anklingen lassen – zu können.

Kein Zufall es ist auch, dass es mit Sebald und Forte zwei im Ausland lebende deutsche Schriftsteller gewesen sind, die in den neunziger Jahren dem Thema Bombenkrieg sowohl programmatisch als auch literarisch zu neuer Geltung verholfen haben. Dieter Forte stellt fest: »Literatur hat keine Pflichten. Aber wenn sie die größten Ereignisse ausläßt, dann darf man schon fragen, was sie eigentlich noch wert ist, was sie eigentlich noch schildern will.«⁵⁷ Er macht damit auf ein thematisches Defizit aufmerksam, das den in der Bundesrepublik lebenden Intellektuellen und Schriftstellern selbst nicht aufgefallen ist, und akzentuiert im gleichen Zug seine eigene Position gegenüber der innerdeutschen Literaturszene, die ihn – ähnlich wie Sebald – lange Zeit weitgehend ignoriert hat.⁵⁸

Was bleibt, ist die Frage nach dem übergeordneten Rahmen, innerhalb dessen eine Geschichtserzählung anzusiedeln wäre, die im Sinne von Hobsbawms Eingangszitat »die Gegenwartserfahrung mit derjenigen früherer Generationen verknüpft«. Die der Vernichtung allein deutscher

Städte gewidmete Untersuchung Jörg Friedrichs hat für das anstehende Gedenken eine klare Trennung der verschiedenen Lager vorgeschlagen. Während der Bombenkrieg aus britisch-amerikanischer Perspektive seiner Ansicht nach »als Geschichte der Alliierten gar keine Tragödie darstellt«, fragt Friedrich: »ist ihr Totalerfolg dasselbe für die Geschichte der Deutschen?« Seine Studie ist folglich als Arbeit am kollektiven nationalen Gedächtnis konzipiert worden, damit endlich – nach jahrzehntelanger Verdrängung – »die Brandschicht den Deutschen gewärtig wird«.⁶⁰ Ein solches patriotisches Bewusstmachungsprojekt kann jedoch in einem Europa, das sich seit 1989 zunehmend stärker als zusammengehörige Gemeinschaft begreift und mit immer mehr Mitgliedsstaaten der EU übernationalstaatlich zu organisieren beginnt, kaum eine verlässliche Basis für das gemeinsame Geschichtsgedächtnis bilden, weil der Rekurs auf die kontroversiellen Kriegserfahrungen der jeweiligen Nationalgeschichte eher wechselseitigen Schuldzuweisungen als gegenseitigem Verständnis den Weg bereitet.

Ein Gegenmodell zu Friedrichs nationalpolitischem Gedenken hatte bereits im Jahr 1990 Hans Magnus Enzensberger vorgestellt. Die von ihm herausgegebene Sammlung von Augenzeugenberichten der Jahre 1944–1948 verweist bereits durch ihren Titel *Europa in Ruinen* auf den angemessenen Bezugsrahmen, innerhalb dessen eine »übergreifende Analyse [der] Gründerjahre«⁶¹ Nachkriegseuropas zu leisten wäre. Die von Enzensberger versammelten Geschichtserzählungen befürworten keinen nationalen Alleingang des Erinnerns, sondern stützen sich auf eine Vielzahl von Perspektiven, die den höchst unterschiedlichen Erfahrungen der Sieger und Besiegten Rechnung tragen. In diesem Kontext wird deutlich, dass die Vernichtung von Hamburg, Köln und Dresden keine singulär deutsche Leiderfahrung darstellt, sondern in der Zerstörung von Coventry, Rotterdam und Warschau ein Gegenüber besitzt. Die Befürchtung allerdings, dass ein Benennen auch der deutschen Opfer nur dazu dienen würde, das eigene Schuldkonto aufzubessern, steht in erkennbarem Widerspruch zu einer Gedenkkultur, die den Holocaust als *das* Zentralverbrechen des 20. Jahrhunderts mittlerweile dauerhaft im kollektiven Gedächtnis verankert hat, trotz – oder vielmehr gerade wegen – aller Debatten um Goldhagen, Wehrmachtausstellung und Mahnmalprojekt. Folgt man Adornos bekannter These, dass »das Bewußte niemals so viel Verhängnis mit sich führen [können] wie das Unbewußte«,⁶² dann stellt die Aufhellung fortbestehender blinder Flecken keine Bedrohung für diese Einordnung dar.

Eine umfassende literarische und historiographische Auseinandersetzung mit der Opfererfahrung auch der Deutschen ist allerdings nicht nur für die Analyse der nachkriegsdeutschen Kollektivpsyche von Gewinn. Aktuellen erkenntniskritischen Wert erhalte eine solche Untersuchung, wenn sie offen legte, dass die gesellschaftliche und mentale Struktur der Bundesrepublik in einer Nachkriegszeit begründet worden ist, deren de-

mographische, ökonomische und sozialpsychologische Konstituenten sich inzwischen grundlegend gewandelt haben. Als ein Ausdruck dieses sozialen Wandels könnte auch die Opfer-Debatte gelten, insofern sie historische Erfahrungen freigelegt hat, die in den Nachkriegsjahrzehnten zeitweilig marginalisiert worden sind.

¹ Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München, Wien 1995, S. 17.

² Jürgen Habermas: Eine Art Schadensabwicklung. In: »Historikerstreit«. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München, Zürich 1987, S. 62–76, hier S. 73 und 75.

³ Lothar Kettenacker: Vorwort des Herausgebers. In: L.K. (Hg.): Ein Volk von Opfern. Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940–45. Berlin 2003, S. 9–14, hier S. 14.

⁴ Winfried Georg Sebald: Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch. München, Wien 1999, S. 12.

⁵ Ebd., S. 108.

⁶ Nicholas Stargard: Opfer der Bomben und der Vergeltung. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 56–71, hier S. 58.

⁷ Heribert Seifert: Rekonstruktion statt Richterspruch. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 152–157, hier S. 156.

⁸ Cora Stephan: Wie man eine Stadt anzündet. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 95–102, hier S. 102.

⁹ Willi Winkler: Nun singen sie wieder. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 103–109, hier S. 105.

¹⁰ Hannes Heer: Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei. Berlin 2004, S. 302.

¹¹ Martin Walser: Bombenkrieg als Epos. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 127–130, hier 129.

¹² Peter Schneider: Deutsche als Opfer – Über ein Tabu der Nachkriegsgeneration. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 158–165, hier S. 160.

¹³ Hans-Ulrich Wehler: Wer Wind sät, wird Sturm ernten. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 140–144, hier S. 143.

¹⁴ Horst Boog: Kolossalgemälde des Schreckens. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 131–136, hier S. 133.

¹⁵ Hans Mommsen: Moralisch, strategisch, zerstörerisch. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 145–151, hier S. 147.

¹⁶ Vgl. das (polemische) Kapitel »Der Holocaust an den Deutschen« bei Hannes Heer (Anm. 10), S. 296–302.

¹⁷ Jürgen Habermas: Anmerkung, 23. Februar 1987. In: »Historikerstreit« (Anm. 2), S. 383–386, hier S. 383.

¹⁸ Sebald (Anm. 4), S. 22.

¹⁹ Ralph Giordano: Ein Volk von Opfern? In: Kettenacker (Anm. 3), S. 166–168, hier S. 167.

²⁰ Jürgen Habermas: Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. In: »Historikerstreit« (Anm. 2), S. 243–255.

²¹ Andreas Hillgruber: Mein »Schlusswort« zum sogenannten »Historikerstreit«, 12. Mai 1987. In: »Historikerstreit« (Anm. 2), S. 393–395, hier S. 395.

²² Vgl. Volker Hage: Zeugen der Zerstörung. Die Literaten und der Luftkrieg. Essays und Gespräche. Frankfurt/Main 2003, S. 119.

²³ Hans Erich Nossack: Der Untergang. Frankfurt/Main 1963, S. 7f.

²⁴ Werner Bellmann: Nachwort. In: Heinrich Böll: Der Engel schwieg. Köln 1997, S. 195–213, hier S. 213.

²⁵ Ebd., S. 198.

²⁶ Ebd., S. 70.

²⁷ Ebd., S. 150.

²⁸ Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1968, S. 25.

²⁹ Böll (Anm. 24), S. 150f.

³⁰ Ebd., S. 167, vgl. 170, 172.

³¹ Wolfgang Sofsky: Die halbierte Erinnerung. In: Kettenacker (Anm. 3), S. 124–126.

³² Hage, Zeugen der Zerstörung (Anm. 22), S. 125.

³³ Walter Kempowski: Das hatte biblische Ausmaße. In: Hage, Zeugen der Zerstörung (Anm. 22), S. 187–199, hier S. 190.

³⁴ Walter Kempowski: Tadellöser und Wolff. München 1990, S. 168.

³⁵ Kempowski, Das hatte biblische Ausmaße (Anm. 33), S. 190.

³⁶ Günter Grass: Die Blechtrommel. Frankfurt/Main 1974, S. 402f.

³⁷ So ein auf dem Umschlagtext des Romans *Faustrecht* wiedergegebenes Zitat aus der *Neuen Zürcher Zeitung*.

³⁸ Zitiert nach Hage, Zeugen der Zerstörung (Anm. 22), S. 87.

³⁹ Gert Ledig: Vergeltung. Frankfurt/Main 2001, S. 9.

⁴⁰ Ebd., S. 11.

⁴¹ Ebd., S. 199.

⁴² vgl. Sebald (Anm. 4), S. 34.

⁴³ Vgl. Volker Hage: Feuer vom Himmel. In: Der Spiegel vom 12. 1. 1998. Hier zitiert nach: Deutsche Literatur 1998. Hg. v. V.H. Stuttgart 1999, S. 253–262, hier S. 260.

⁴⁴ Vgl. Alexander Kluge: Lakonie als Antwort. In: Hage (Anm. 22), S. 201–209, hier S. 207; aber auch

Fritz J. Raddatz: Deutschlands Höllenfahrt. *Echolot*: Walter Kempowskis gewaltige Dokumentation ist ein Dokument der Gewalt. In: Die Zeit vom 11. 11. 1999.

⁴⁵ Vgl. Hage, Zeugen der Zerstörung (Anm. 22), S. 122.

⁴⁶ Walter Kempowski: Der rote Hahn. München 2001, S. 5f., hier S. 6.

⁴⁷ Walther Kempowski: Der Rote Hahn. Dresden im Februar 1945. München 2001, S. 10, 22, 33, 69 und öfter.

⁴⁸ Johannes Willms: Die Kritik in der Krise. In: Süddeutsche Zeitung vom 2. 1. 1994. Hier zitiert nach: Deutsche Literatur 1993. Hg. v. Josef Görtz u.a. Stuttgart 1994, S. 175–179, hier S. 176.

⁴⁹ Hubert Winkels: Zur deutschen Literatur 1995. In: Deutsche Literatur 1995. Hg. v. Josef Görtz u.a. Stuttgart 1996, S. 5–27, hier S. 13.

⁵⁰ In der Trilogie lautet der Titel dann *Tagundnachtgleiche*.

⁵¹ Dieter Forte: Das Haus auf meinen Schultern. Romantrilogie. Frankfurt/Main 2003, S. 585.

⁵² Sebald (Anm. 4), S. 17.

⁵³ Günter Grass: Im Krebsgang. Göttingen 2002, S. 99.

⁵⁴ Ebd., S. 184.

⁵⁵ Peter Sichrovsky: Das generative Gedächtnis. Kinder und Opfer und Täter. In: Brigitte Rauschenbach (Hg.): Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Zur Psychoanalyse deutscher Wenden. Berlin 1992, S. 132–138, hier S. 133.

⁵⁶ Aleida Assmann, Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999, S. 48.

⁵⁷ Hans Magnus Enzensberger: Kiosk. Neue Gedichte. Frankfurt/Main 1995, S. 22.

⁵⁸ Dieter Forte: Schweigen oder Reden. Frankfurt/Main 2002, S. 173.

⁵⁹ Sowohl Fortes als auch Sebalds Arbeiten zur Luftkriegswirklichkeit können – über ihr eigentliches Anliegen hinaus – auch als eine unterschwellige Polemik gegen den common sense der bundesdeutschen Schriftsteller gelten, wie er sich

etwa in der Zugehörigkeit zur Gruppe 47 ausdrückte.

⁶⁰ Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945*. München 2002, S. 218.

⁶¹ Hans Magnus Enzensberger (Hg.): *Europa in Ruinen. Ein Prospekt*. In: H.M.E. (Hg.): *Europa in Ruinen. Augenzeugenberichte aus den Jahren 1944 – 1948*. München 1995, S. 5 – 23, hier S. 16.

⁶² Theodor W. Adorno: *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit* – In: T.W.A.: *Kulturkritik und Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1997, S. 555 – 572, hier S. 569.

DESSISLAVA STOEVA-HOLM

Die Todesanzeigen als Kommunikationsmedium in Deutschland und Schweden

1 Einleitung

Das Thema Tod und die damit verbundenen Todesanzeigen sind ein bekanntes Forschungsfeld. Es sei an die linguistischen Untersuchungen von u.a. Fries (1990), Reiss (1978), Piitulainen (1993), Lage-Müller (1995) erinnert, die die Todesanzeigen mit Fokus auf Aufbau und Inhalt eingehend untersucht haben. In diesem Beitrag geht es jedoch um die Erschließung textueller Muster für den Umgang mit dem Tod – eng an sprachlich-kommunikativen Reflektionen geknüpft und zwar, ob sich womöglich anhand der Todesanzeigen ein Wandel im Umgang mit Leben und Tod, im gegenwärtigen Verständnis von Trauer und im Verhältnis von Öffentlichkeit und Intimität feststellen läßt. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der Emotionalität und der Bereitschaft, die mit dem Tod verbundenen Gefühle an die Öffentlichkeit zu tragen, geschenkt. Gerade im kulturellen Vergleich kann das Verständnis für herrschende Normen und befolgte Regelwerke für das Aufweisen von Gefühlen sowie die Abweichung von ihnen anhand der Textsorte Todesanzeige eingehend sensibilisiert werden. Der Sprachenvergleich soll sich hier auf die Sprachen Deutsch und Schwedisch und den dazugehörigen mentalen Kulturen beziehen.

Rückblickend ist festzuhalten, daß der Tod bis ins 18. und 19. Jahrhundert noch von alltäglicher und öffentlicher Brisanz war; mit der zunehmenden Industrialisierung, Urbanisierung und Technisierung wurde der Tod jedoch immer mehr in das private Leben der Betroffenen gedrängt. Waren bis dahin private Instanzen wie Leichenfrauen, Leichenbitter und Küster für die Bekanntmachung des Todes verantwortlich, so nahm ihnen nun die maschinell gedruckte und damit einer großen und unbekannteren Öffentlichkeit zugänglich gemachte Todesanzeige diese Aufgabe ab.

Die bisher älteste bekannte Todesanzeige erschien 1753 im „Ulmer Intelligenzblatt“ unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten“ (Mader 1990, 18). Obwohl es zunächst als „unschicklich“ galt, private Sachverhalte in dieser Form bekanntzugeben, gewann die Todesanzeige immer mehr an Bedeutung, so daß sie bald von einer breiten Bevölkerungsschicht als Informations- und Kommunikationsmedium entdeckt wurde. Die frühen Todesanzeigen, in denen auch oftmals Angaben zu den Todesumständen und –ursachen gemacht wurden, erschienen ohne den heute allgemein üblichen Trauerrand unter Rubriken wie „Vermischte Nachrichten“ oder „Familiennachrichten“. Sie erschienen als relativ einheitlicher Block ohne